Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 104 (2017)

Heft: 7-8: Import-Export : Erfahrungen in der Fremde

Rubrik: Debatte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Beiträge zur Hochhausdebatte
wbw 5 – 2017
Han van de Wetering, *Masterplan statt Ausschlussgebiete*
wbw 3 – 2017
Christian Blum, *Hochhäuser einbinden*
wbw 1/2 – 2017
Gian-Marco Jenatsch, *Hochhäuser in Herden*
wbw 12 – 2016
Carl Fingerhuth, *Die Transformation der Stadt betreuen*
wbw 11 – 2016
Daniel Kurz, Caspar Schärer, *Wozu Hochhäuser?*

Die Logik des Eisenbahnknotens und nicht der Komposition hat den Hochhauswald in Chicago spriessen lassen. Bild: wikicommons

Manche Hochhausleitbilder konzentrieren sich heute ganz auf die visuelle Präsenz der Türme in der Silhouette der Stadt und folgen damit einer romantischen Sicht auf das «Stadtbild», als wäre dieses die Frucht eines malerischen Entwurfs. Der Genfer Kantonsarchitekt Francesco Della Casa kritisiert diesen Ansatz: Ein Blick auf die Stadtansichten der Merians im 17. Jahrhundert zeigt, dass damals schon die zweifellos schönen Stadtbilder nicht geplant, sondern die Folge militärischer Notwendigkeiten waren.

Ähnliches gilt auch für die Stadt von heute: Verkehrserschliessung, politische und wirtschaftliche Machbarkeit sind entscheidend für die Setzung von Hochhäusern. Deren Architektur überzeugt dann am meisten, wenn sie nicht nur auf die Fernwirkung zielt, sondern die unterschiedlichen Perspektiven und Bedürfnisse von Fussgängern, Bewohnern und Nutzerinnen integriert.

Tours de Suisse

Die Stadt ist kein Bild

Die aktuelle Debatte in der Schweiz über Hochhäuser und ihre Eingliederung ins Gefüge der Stadt dreht sich immer wieder um eine Frage: die ihrer visuellen Präsenz. Das gilt auch für die Hochhausrichtlinien der Stadt Zürich aus den Jahren 2001 und 2012, eine der wichtigsten Referenzen in der Deutschschweiz. Ziel dieser Richtlinien ist die Qualitätssteigerung: «Nicht an jedem Ort sind Hochhäuser am rechten Platz: Nur präzise gesetzte und sorgfältig gestaltete Bauten werden zu wichtigen Merkpunkten in der Stadt. Dann tragen sie zu einem beeindruckenden und unverwechselbaren Stadtbild bei.»

Der deklaratorische Charakter dieser Definition zeigt, dass die visuelle Wahrnehmung als Hauptkriterium hier über alle andern Wahrnehmungsformen urbaner Architektur dominiert. Sie impliziert die Perspektive eines Betrachters mit einem distanzierten Standpunkt, der das Hochhaus im Gesamtbild der Stadt wahrnimmt. Damit steht diese Ansicht, wenn auch ohne Absicht, in einer helvetischen Tradition der Darstellung von Städten und Landschaften aus dem 17. Jahrhundert. Deren wichtigster Vertreter war der Basler Graveur Matthäus Merian der Ältere, Herausgeber der *Topographia Germaniae*. Unter seinem Sohn, Matthäus Merian dem Jüngeren, weitete sich sein kommerziell erfolgreiches Verlagsunternehmen zu einer Art Vorläufer des Stadtmarketings aus – Stadtpanoramen sind heute für jede Metropole eine Pflicht.

In einer aktuellen Debatte mag diese Referenz weit hergeholt erscheinen. Aber sie ermöglicht uns Einblicke in die Natur einer solch distanzierten Stadtdarstellung und ihren engen Zusammenhang mit den Prozessen, die Morphologie, Form und Bild der europäischen Stadt des 16. und 17. Jahrhunderts bestimmten. Die Merians wählten meist einen erhöhten Standpunkt, von der aus sich die ganze Stadt und ihre unmittelbare Umgebung erfassen liessen, kurz: den Standpunkt eines militärischen Angreifers. Eine reale militärische Notwendigkeit ermöglichte diese Standortwahl, nämlich jene baumfreie und unbebaute Zone vor den Stadtmauern, die es einem Gegner verunmöglichte, dort unbemerkt Truppen zusammenzuziehen. Die Grösse dieser Zone, die den Bildausschnitt vorgab, entsprach der Reichweite der Artillerie von Angreifer und Verteidiger.

Das Bild der befestigten europäischen Stadt mit ihren klaren Konturen, wie es sich zu jener Zeit auf dem ganzen europäischen Kontinent in recht einheitlicher Form präsentierte, ist somit nicht auf eine gestaltende Absicht zurückzuführen, sondern vielmehr auf die notwendige Abwehr einer allfälligen Belagerung. Mit einem Wort: Die unbestrittene Schönheit dieser Städte hat keinen Autor. Sie folgte den Gesetzmässigkeiten einer schieren Überlebensstrategie.[1]

Die Militärstrategie und nicht eine Gestaltungsabsicht führten zum erhöhten Standpunkt der Merian-Stiche, die baumfreie Sicht auf die Städte des Mittelalters, wie hier in Genf bieten. Bild: Matthäus Merian

Anonyme Kräfte gestalten die Stadt

Das Gleiche gilt auch für moderne Städte: Das «Stadtbild» lässt sich nicht gestalten, es resultiert aus dem Zusammenspiel anonymer Kräfte und Gesetzmässigkeiten. Diese These lässt sich am Beispiel Chicagos überprüfen – und damit kehren wir zum Hochhaus zurück. Jene Stadt weist heute ein sehr klares Stadtbild auf: Ein markanter Hochhauswald erhebt sich rund um den *Loop* und steht in scharfem Kontrast zu zwei weiten horizontalen Flächen: dem Lake Michigan und den Great Plains.

Auch hinter diesem Stadtbild steckt kein Autor, auch wenn Daniel H. Burnham, verantwortlich für den Bau der Weltausstellung von 1893, sich die Begeisterung für die 400-Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas zunutze machte und im Februar 1897 ein Projekt vorstellte, mit dem Chicago «der Schönheit von Paris Konkurrenz machen» sollte. Gemeinsam mit Edward Bennett stellte er einen Atlas mit 142 Bildtafeln zusammen, darunter 61 Farbzeichnungen der herausragenden Spezialisten Fernand Janin und Jules Guérin. Diese stützten ihre Darstellungen aus der Vogelperspektive auf frühe Luftbilder und auf Referenzen europäischer Stadtansichten. Dieser ehrgeizige, auf Visualisierung basierende Plan wurde jedoch nie realisiert, und den Chicagoer Hochhausbezirk definieren andere ursächliche Phänomene: vor allem die Entwicklung des öffentlichen Transportnetzes mit der berühmten Hochbahn und ihrer Schlaufe, dem *Loop*, wo die Linien aufeinandertreffen; dann aber auch der Grosse Brand von 1871 und nicht zuletzt das erfolgreiche Marketing der Stahlindustrie im Osten der USA, deren Vertreter die von William Le Baron Jenney und Louis Sullivan initiierte Revolution der Konstruktion vorantrieben.[2]

Erreichbarkeit, Machbarkeit und Akzeptanz

Wenn das «Stadtbild» nicht die eigentliche Leitlinie ist für die Setzung von Hochhäusern – welche ursächlichen Phänomene sind in der Schweiz wirksam? Auch hier ist zweifellos zuallererst das Netz der öffentlichen Transportmittel zu nennen, und sei es nur, weil es den Stau des motorisierten Individualverkehrs zu verhindern hilft, den die auf kleiner Fläche konzentrierten Hochhausnutzer auslösen könnten. Hochhäuser markieren die Knoten des Verkehrsnetzes und die Dichte des Personenverkehrs, sie signalisieren Bahnhöfe und Schnittstellen. Mit einer Metapher aus der Pflanzenwelt: Die Stränge horizontal verlaufender Rhizome verbinden die aufstrebenden Hochhaussträusse.

Ein zweites ursächliches Phänomen ist der Schattenwurf. Um dessen Nachteilen auszuweichen, werden Hochhäuser – wie etwa in Rotterdam – mit Vorliebe am Rand unbewohnter Flächen errichtet: an Flüssen, Geleisfeldern, Autobahnen und Sportstadien. Auch damit verrät der Standort eines Hochhauses etwas über seine Umgebung, was aus der Distanz nicht zu erkennen ist.

Ein drittes ursächliches Phänomen ist in der Schweiz die direkte Demokratie, die der Bevölkerung auch beim Bau von Hochhäusern ein Mitspracherecht einräumt. Bei den letzten vier stadtplanerischen Referenden in der Agglomeration Lausanne spielten ästhetische Argumente nur eine begrenzte Rolle, ebenso wichtig waren die politischen Kräfteverhältnisse sowie Fragen der Wirtschaftsentwicklung und des Wohnungsbedarfs. Hochhäuser sind aus dieser Sicht ein Indikator für den Wandel territorialer, ökonomischer, gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse – und nicht ein ästhetisches Gestaltungselement in einer komponierten, unveränderlichen Landschaft. Genau wie in früheren Jahr-

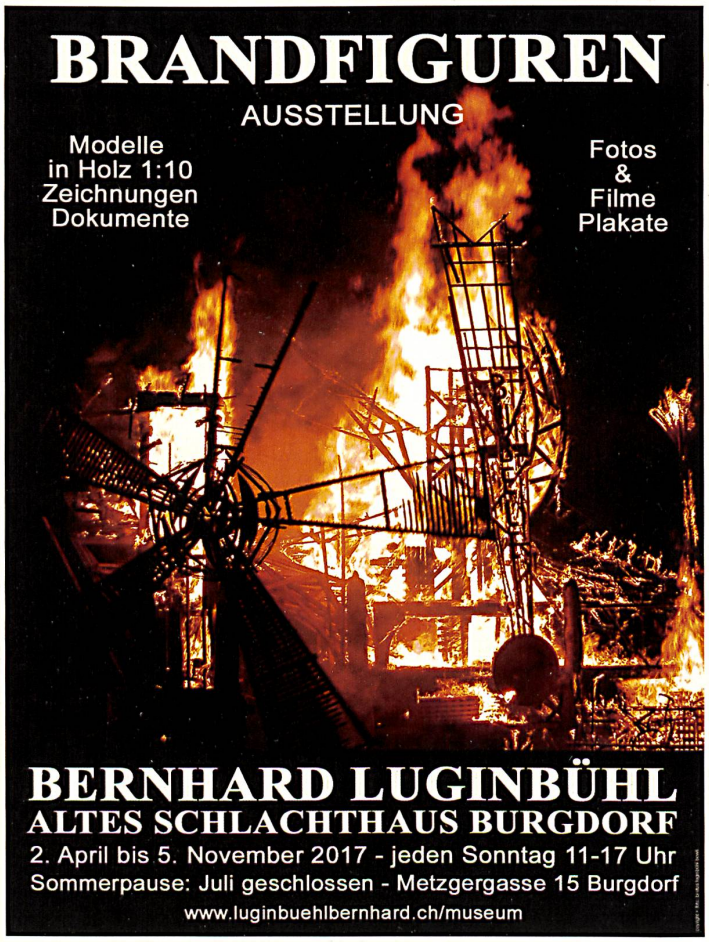
hunderten ist das «Stadtbild» ein Resultat anonymer Kräfte und nicht einer bestimmten Absicht.

Vielfältige Perspektiven auf die Architektur

Der Vorschlag von Daniel Kurz und Caspar Schärer, Hochhäuser schlicht als «ökonomische Diagramme» zu verstehen, die den ökonomischen Wert des Bodens abbilden, ist vielversprechend, aber unvollständig. Er bedarf der Differenzierung, denn der Wert des Bodens resultiert seinerseits wiederum aus den genannten ursächlichen Phänomenen wie Erreichbarkeit, politische Akzeptanz und rechtliche Machbarkeit.[3]
Aus der Fülle möglicher Themen sei hier die Vielfalt der Perspektiven herausgegriffen, die die Architektur von Türmen prägen. Steht das Hochhaus allein, ist seine Fernwirkung besonders wichtig. Ein polygonaler Grundriss und markante Einschnitte wie am Zürcher *Prime Tower* (Gigon Guyer, 2011) sorgen je nach Blickrichtung für unterschiedliche Ansichten. Jacques Lucan hat jüngst auf die Beliebtheit solcher Formen in der zeitgenössischen Architektur hingewiesen.[4]

Bei einer Hochhausgruppe – einer Reihe, einer Traube, einem Wald – drängen sich weitere Perspektiven auf: jene des Fussgängers, für den die Beziehung des Turms zum Boden und die öffentliche Zugänglichkeit eine wichtige Rolle spielen, oder jene des Nutzers, für den die Aussicht und die Beziehung zur Umgebung in Form von Balkonen, Loggias oder Wintergärten ebenso wie die Nähe zu benachbarten Hochhäusern ins Gewicht fallen. Beispiele, bei denen die architektonische Form die Verschiedenartigkeit dieser Perspektiven berücksichtigt, sind Jeanne Gangs *Aqua Tower* in Chicago von 2007, OMAs *De Rotterdam* von 2013 oder Lacaton und Vassals in der Genfer Gemeinde Chêne-Bourg projektierter Turm *Opal*.

Mit der von der Schweizer Stimmbevölkerung angenommenen Revision des Raumplanungsgesetzes muss in Zukunft dichter gebaut werden – die Stadt wächst in die Höhe. Hochhäuser können dabei ihren Beitrag leisten, denn sie ermöglichen die Differenzierung der Dichte und lassen so eine Vielfalt urbaner Stimmungen entstehen. Daraus geht im grösseren Massstab ein neuartiges «Stadtbild» hervor, das sich allerdings weder vorhersehen noch vorausschauend regulieren lässt.
— *Francesco Della Casa*

Aus dem Französischen von *Christoph Badertscher*

1 Vgl. Antoine Picon (Hg.), *La ville et la guerre*, Besançon 1996.
2 Vgl. Francesco Della Casa, *Bien sûr*, Chicago, Genf 2016.
3 Diesen Kriterien entsprechen die aktuellen Hochhausprojekte in Genf. Die Hochhäuser im Quartier Etoile und der Opal sollen an den Haltestellen des Léman Express (CEVA) stehen, jenes von Les Vernets am Südufer der Arve, gegenüber dem Vorplatz der Uni.
4 Jacques Lucan, *Précisions sur un état présent de l'architecture*, Lausanne 2016.